

Der Fall Immendorff

Eine Spurensuche am Ort der Orgie: Der Künstler schämt sich und bereut, die Szene ist aufgeschreckt

Willkommen in einem der letzten künstlichen Paradiese. Hier, auf der Affeninsel, kehren die edlen Wilden aus dem Düsseldorfer Medienhafen nach Feierabend in den Naturzustand zurück. Hier stranden Agenturmenschen im postkolonialen Nirwana zwischen Bastmatten, Bretterverschlagen und Ölfässern. Zwölftausend Tonnen Sand bringen die alte Hafenmole zum Verschwinden.

Die Düsseldorfer denken, der Silbersand stamme aus Sylt. Dabei liegt die wahre Quelle in einem Baggersee bei Dülmen. Nächstes Jahr soll ein Schubleichter vor den Transportschiffen anlegen – mit einer Schüttgutwanne als Swimmingpool. Fegefeuer der Eitelkeiten.

Kein Zufall, daß Jörg Immendorff einem künstlichen Paradies sein Markenzeichen aufdrückte. Immendorffs Affe, Wappentier seiner Malerei und Sinnbild des Malers, dient der Gastronomielandschaft von „Monkey's Island“ als Logo. Und eine Affenskulptur aus der Werkstatt des Malers hält Wacht am Rheinarm.

Auch Staatsanwälte brauchen im Büro ein bißchen künstliche Natur. Doch hinterm Schreibtisch des Düsseldorfer Staatsanwalts Johannes Mocken hängen keine Blumen des Bösen. Und von Immendorff stammt der gemalte Strauß schon gar nicht. „Ist mir zu teuer, ist auch nicht mein Geschmack.“

Staatsanwalt Johannes Mocken und Staatsanwalt Holger Wolzenburg zählen die Fakten auf. Ein anonymes Computerausdruck. Drei Staatsanwälte, sechs Polizeibeamte. Elf Gramm Kokain im Hotel, zehn Gramm in der Wohnung. Davon 6,5 Gramm Wirkstoff. Eine nicht geringe Menge im Sinne des Gesetzes.

Nur die sonderbare Anzahl von elf Damen – ein am Verrat gescheiterter Versuch, das letzte Abendmahl im Stil von Otto Kern nachzustellen? – kann der Staatsanwalt nicht bestätigen. Ob am Ende neun, zehn oder elf Prostituierte in der Suite waren, scheint unbedeutend. Die Einsamkeit des Künstlers aber steigert sich in der Sprache der Staatsanwälte ins Transzendente: „Es gab außer Herrn Immendorff und den weiblichen Wesen keine Teilnehmer.“

Weibliche Wesen befahlen, rechte obere Ecke schwarz malen? Staatsanwälte interessieren sich nicht sehr für Orgien, sondern mehr für die Frage, ob auf Immendorff nun „gesiebte Luft und kariertes Sonnenschein“ zukommen. Die Sozialprognose sehe „günstig“ aus. Unbestraft, Ehe mit Kind, fester Wohnsitz, feste Beziehungen. Beim Gedanken an Flucht und Verdunkelung weht auch den Staatsanwalt plötzlich tropenschwüler Wachtraum an: „Der Mann wird sich nicht in den Urwald zurückziehen.“

Natürlich waren die künstlichen Paradiese schon immer Kolonien der Kunstszene, in denen keineswegs die wilden Kerle wohnen, sondern verschwenderische Dandys wie Baudelaire. „In irgendeiner Liste von ‚Capital‘ steht, daß sechzehn bis achtzehn der weltbesten Künstler in Düsseldorf leben“, sagt der Gastronom Rainer Wengenroth beim Gang übers Gelände der Affeninsel. Er stammt, in hellrosa Hemd und weißer Hose, eher vom gelassenen Partybären als vom getriebenen Affen ab.

Mit Jörg Immendorff teilte er die Nachtseite des Lebens – nicht nur im „Malkasten“, dessen Gastronomie Wengenroth im Jahr 1995 übernahm. Was den Fall seines Freundes von den üblichen

Kokainskandalen unterscheidet, ist für Wengenroth die Einheit von Leben und Werk: „Im Falle von Jörg Immendorff fehlt jede Biogotterie.“

Ausgerechnet der Stoff des Sozialen, den Immendorffs seltsame Soloparty mit der Anzahl der Prostituierten immerhin noch andeutet, dient zur Verkittung von Kunst und Biographie. Womöglich bildet ja selbst die Affeninsel, wo Düsseldorfer auf Baldachinen liegen und Zigarren rauchen oder Beachvolleyball spielen, eine soziale Plastik im Sinne von Immendorffs Lehrer Joseph Beuys. Jedenfalls setzt die zergliederte Erlebnislandschaft Immendorffs gastronomische Gemäldeerien fort – auch die litten an Überbevölkerung.

Aber vielleicht fehlt den Inseln der Kunst ja genau jene Wildnis, welche sie nachstellen. Vielleicht geht es auch dort nur um gediegenen Lebensstil – ganz wie auf dem an Goa und Bali orientierten Stadtstrand, wo weder Hippieorgien noch Sexismus stattfinden.

Wengenroth jedenfalls spricht Immendorff die „Aura des großen Auftritts“ zu und charakterisiert den Maler als selbstgewählten Bewohner des Elfenbeinturms. Um die Pose des Malerfürsten gegen allen Spott und jede Kritik durchzuhalten, brauche jemand neben Stil auch Rückgrat.

Da Immendorff den Part des feiernen Souveräns aufgrund seiner unheilbaren Krankheit nicht mehr immer ausfüllen kann, beobachtet Wengenroth mit „klammheimlicher Freude“. So werde Immendorffs halbseitige Lähmung, die ihm schon das Schneiden von Fleisch unmöglich macht, nicht selten als „Preis der Ausschweifung“ behandelt. Auch Künstlerlegenden richten Künstler zugrunde.

Vom Standpunkt des Affen aus ist der Elfenbeinturm gut zu sehen, gleich neben den in der Sonne zerfließenden Gehry-Bauten. Die siebte und achte Etage des von David Chipperfield zur Glas-kassette umgebauten Speichergebäudes gehören Immendorff. Hier fanden in den Jahren 2000 und 2001 die legendären Atelierpartys statt, die Immendorff zusammen mit Rainer Wengenroth veranstaltete – in einer Zeit, als die Krankheit ihn noch nicht zum schrittweisen Rückzug von den bevölkerten Bühnen der Welt zwang.

Heute scheinen nur mehr Computer und verkabeltes Gerät hinter den Glasfassaden zu stehen. Die Räume sind untervermietet. Hat sich der dionysische Geist verflüchtigt, um apollinischem Büroalltag zu weichen? Oder ist das verworfene Bild der Orgie ohnehin nur eine Fata Morgana aus „Tausendundeiner Nacht“?

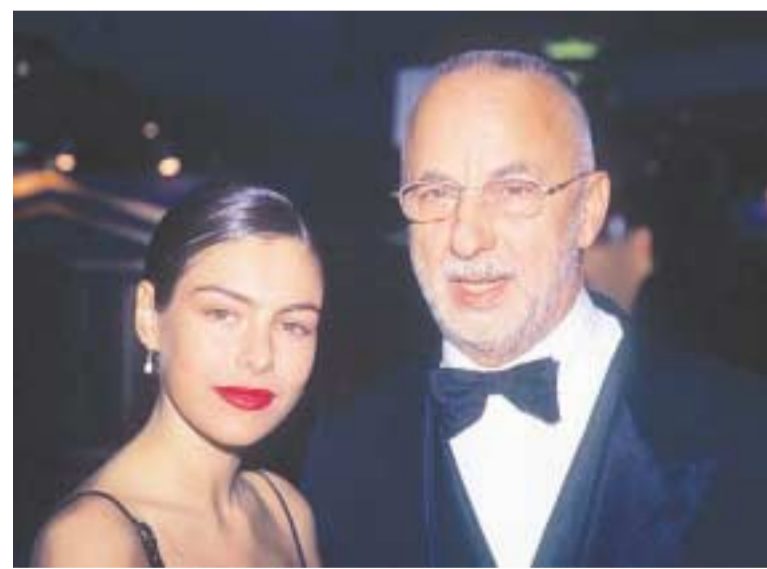
Wie eine optische Täuschung wirkt jedenfalls in der milchigen Spätsommerluft der ganze Medienhafen. Schließlich läuft hinter der Psychedelik der Fassaden nur der Normalbetrieb einer Dienstleistungsbranche ab. Wengenroth schwärmt von den Atelierpartys: „Idealistisch, hedonistisch, kommerziell!“ Aber am Ende blieben die Feiern in einem Atelier, das Immendorff zum Malen ohnehin nicht nutzte, übliche Kunstszene-partys. Mit Tonanlage, Videoinstallationen und jungen Künstlern halt. Teilnehmen durfte gegen Eintritt jeder.

Galerie Hans Mayer, gleich gegenüber am Grabbeplatz gelegen: Der Galerist kommt selbst aus dem Büro, Düsseldorfer Bräunung im Gesicht, heller Sommeranzug, Einstecktuch. Mayer behandelt den Skandal um Immendorff wie ein starkes Lebenszeichen:



Jörg Immendorff in seinem Atelier, Düsseldorf, August 2000

Foto Frank Ossenbrink



Frau Immendorff mit ihrem Gatten

Foto Sven Simon

„Das schadet dem überhaupt nicht, das spricht für seine Kreativität.“ Außerdem hätten Kreative zu allen Zeiten „auf zusätzliche Stoffe“ zugegriffen. Wie zum Beweis öffnet Mayer einen Wandschrank von Kenny Scharf, „Closet #16“. Innen schummerige Hammondorgelmusik, an den Wänden wuchert in Leuchtfarben bemalter Alltagsschrott. Es ist heiß im Wandschrank, das Gehirn verwandelt sich in buntes Plastik. Suchte Immendorff statt der rauschenden Feier nur die Selbsterfahrung des Schamanen im Erdloch?

Auch der Einzelkämpfer und Kunstprofessor Bazon Brock, der ebenfalls aus der Schule von Joseph Beuys stammt und bereits in den sechzig Jahren einen Boxkampf mit Immendorff austrug, geht auf einer sozialen Insel an sein Telefon. Brock besucht zur Zeit die „Hütte einer Heiligen“ in der „Neudrossenfelder Einsiedelei“ – genauer, die Wohnung der

Kunstwissenschaftlerin Karla Fohrbeck. In Bayreuth findet eine Tagung zu Wagners Fundamentalismus statt.

Brock spricht von der Kulturtradition der Hure, von der Nähe der Künstler zu Zauberern und Jongleuren. „Was in Düsseldorf geschah, fällt aus diesem System raus. Hier geht es um die übliche Erscheinung eines selbstvergessenen, verkommenen Spektakels, um billigste Touristenattraktionen aus dem Prospekt. Ich bin von Immendorff enttäuscht. Er ist kein Profi mehr.“

Wegen seiner schweren Krankheit habe Immendorff sogar einen von Putin empfohlenen Wunderheiler in Rußland aufgesucht – noch ein Beleg für die „Hinwendung an Gnadenressourcen und Biochemie“. Nun erst komme Immendorff womöglich dem wahren Wissen des Kulturschamanen von der Bedeutungslosigkeit aller Mittel nahe: „Nichts hilft. Kein Rausch, keine Weiber, keine Or-

gien, keine Kanzlerbegleitung.“

Hinter einem Pennymarkt in Bilk liegt das hübsche Atelier der Künstlerin Andrea Bender. Sie studierte 1996 bei Jörg Immendorff und wechselte 1997 in die Klasse von Dieter Krieg. Aus den Boxen laufen die „Chemical Brothers“. Die Künstlerin spricht mit vorsichtiger Stimme über den Lehrer: „Bei Immendorff anzufangen war ein hartes Brot. Aber mich persönlich hat das abgehärtet.“ An den Wänden hängen im Öl verschwimmende Körper feister Sumo-Ringer. Gerade hat Bender im Fernsehen japanisches Frauenringen angeschaut. Ein Zyklus über Helden und Krieger entsteht.

Womöglich fällt auch ein großer Teil der Legenden um Immendorffs Großkünstlertum ins Fach solcher Studien über Posen und Gesten. Das Wissen um Strategien der Vermarktung jedenfalls, so erzählt Bender, war stets Gegenstand des Unterrichts. Doch der Wille zur Selbststilisierung hörte im Unterricht durchaus auf: „Es gab da immer auch Momente der Öffnung, wenn Malerei und Person identisch waren.“

Vielleicht beruht der Glaube des Boulevards an die glamourösen Ausschweifungen des Künstlerfürsten auf einer Verwechslung von Malerei und Person. Vielleicht kündigt er auch vom Erfolg von Immendorffs persönlicher Marketingstrategie.

Am späten Freitagabend geht Jörg Immendorff in seiner Wohnung plötzlich selbst ans Telefon. Seine Stimme klingt erschöpft und ein wenig traurig. Zunächst nimmt Immendorff jenes Bekenntnis vorweg, das er wohl Anfang nächster Woche öffentlich ablegt: „Ich liebe meine Frau, und

ich liebe mein Kind. Das ist ein Punkt, wo ich wirklich auch Scham empfinde. Das andere ist privat.“ In den Gesprächspausen schluckt die Spracherkennung des Telefons jeden Laut – eine tote Leitung.

Und die Frage nach der Professionalität? „Bilder bekommen ihre Bestimmung oft erst nach Jahren.“ So habe der Zyklus „Café Deutschland“ das Jahrzehnt bis zur Wiedervereinigung überbrückt, und der „naive Internationalismus“ der frühen Babybilder verweise auf Immendorffs späte Projekte als Gastprofessor in China. 1996 habe er schließlich ein Bild namens „Den Hahn wecken“ gemalt – ein Vogel, auf einem Berg von Leibern sitzend. Also doch der Versuch, Bilder im echten Leben nachzustellen?

„Die Grenzen sind schwimmend“, sagt Immendorff mit schwacher Stimme. In seiner Ausstattung der Salzburger Operninszenierung von „The Rake's Progress“ habe sich der Maler in der Rolle des Wüstlings selbst dargestellt. „Der Künstler – und das ist mein Orientalismus – kommt nicht umhin, solche Grenzbereiche zu betreten.“

Aus dem Orient der Künstlerphantasien also kommt das Zwielficht, das die Bilder dieses Skandals beleuchtet. Aus der Geschichte des Orientalismus aber haben wir auch gelernt, den künstlichen Paradiesen zu mißtrauen. Denn die Harems mit all ihren verschwiegenen Lüsten und angeblichen Ausschweifungen waren vor allem eines: Die letzten Traumbilder einer alternden und in Melancholie versinkenden Männerwelt.

ANDREAS ROSENFELDER
Mitarbeiter Julia Schauf

FRAGEN SIE REICH-RANICKI



Warum wird Stefan Zweig von der Germanistik und der Literaturkritik so wenig gewürdigt beziehungsweise wahrgenommen und von den Lesern geliebt?

René Kieseewetter, Burghausen

Die Frage geht von einer falschen Voraussetzung aus: Einem berühmten und nach wie vor sehr beliebten Schriftsteller werde in unserem literarischen Leben ein Unrecht angetan. Das trifft nicht zu. Seine vielen Bücher sind in einer großen Ausgabe zu haben – es handelt sich um die „Gesammelten Werke in Einzelbänden“. Es sind nicht weniger als sechshundert, alle auch einzeln zu haben. Ein Band ausgewählter Aufsätze, Tagebuchnotizen und Briefe („Stefan Zweig – Triumph und Tragik“) wurde von Ulrich Weizier glänzend herausgegeben. Eine Biographie Zweigs gibt es in Rowohlt Bildmonographien, auch im Insel Verlag ist ein Buch „Stefan Zweig: Leben und Werk im Bild“ erhältlich. Alle diese Bücher wurden im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht.

Vor allem aber: Seit 1995 erscheinen Stefan Zweigs Briefe, bisher sind es drei Bände, der vierte und letzte wird im Jahre 2004 folgen. Jeden dieser Bände hat die Presse besprochen, manche Zeitungen sehr ausführlich. Nicht wenige seiner Novellen wurden verfilmt, und es war in jedem Fall für die Kritiker ein willkommener Anlaß, wieder einmal auf Zweig zu verweisen.

Überdies: Bei uns gibt es – anders als in den meisten europäischen Ländern – die schöne Sitte, an bedeutende Schriftsteller oder Komponisten oder Philosophen aus Anlaß von Jubiläen (jeweils nach dem Dezimalsystem) zu erinnern. So war es auch mit Stefan Zweig: 1981, als sein hundertster Geburtstag fällig war, und 1992 aus Anlaß seines fünfzigsten Todestages.

Dennoch ist es nicht ganz falsch, daß im Vergleich zu der außerordentlichen (auch internationalen) Popularität dieses Autors sein Werk nur selten wissenschaftlich untersucht wurde. Das hat einfache Gründe, mit denen man sich abfinden muß.

Zweig verdankt seinen Ruhm vor allem kulturhistorischen Biographien und psychologischen Novellen, die fast alle in den zwanziger und dreißiger Jahren entstanden sind. Die mehr oder weniger romanhaften Biographien über Marie Antoinette, Maria Stuart, Erasmus von Rotterdam, Fouché und andere akzentuieren die menschlichen Schwächen der großen Persönlichkeiten und sind unterhaltsam, ja spannend geschrieben. Aber niemand will für diese Bücher zuständig sein, und das ist nicht unverständlich: Die Historiker meinen, man müßte über exakte historische Kenntnisse verfügen, um derartige Biographien zu beurteilen. So war es damals, als sie zum ersten Mal veröffentlicht wurden, so ist es auch heute.

Die effektvollen Novellen Zweigs wiederum, die meist unter starkem Einfluß von Sigmund Freud geschrieben wurden, zeichnen sich durch geschickte Milieuschilderungen aus und auch durch einfühlsame psychologische Porträts, in denen die dezenten, doch unmißverständliche und bisweilen in den Mittelpunkt gerückte Darstellung sexueller Motive auffällt.

Sie sind jedoch allzu oberflächlich, als daß man sie zur bedeutenden Literatur der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zählen könnte. Freilich gibt es auch Ausnahmen. Die „Schachnovelle“ beispielsweise scheint mir sehr beachtlich, und von den Biographien schätze ich am meisten Stefan Zweigs Autobiographie „Die Welt von gestern“.

Manche Leser wünschen offenbar, daß Bücher, die vor siebzig oder achtzig Jahren erschienen sind, aus Anlaß von Neuaufgaben immer wieder rezensiert werden. Das ist ein vollkommen weltfremder Wunsch.

Denn der Platz, der in den Zeitungen für Buchbesprechungen zur Verfügung steht, ist leider sehr beschränkt. Und er muß, von Ausnahmen abgesehen, der zeitgenössischen Literatur vorbehalten bleiben, der deutschen und womöglich auch der aus fremden Sprachen übersetzten. Nicht wenige keineswegs ganz unwichtige Bücher, deutsche, aber auch englische oder französische, bleiben in vielen Zeitungen unbesprochen – aus Platzmangel.

Ihre Fragen schicken Sie an Sonntagsfrage@faz.de oder Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Stichwort „Sonntagsfrage“, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin.